

Unterhaltungsblatt.

Als Beilage zur Preßburger Zeitung No. 73.

Freitag, den 18. September 1818.

Heinrich IV. König der Franken.

Heinrich IV. (dessen Bildsäule zu Pferd in unsern Sälen zu Paris verfertigt und aufgestellt worden ist) war der erste, der nach dem Verschwinden des Valois'schen Stammes, aus dem Bourbonischen Hause, den kön. Szepter über das Volk der Franken geschwungen hat. Er gelangte zur Regierung im J. 1589 (nachdem Heinrich III. in einer der Pariser Vorstädte von einem Mönche mit einem vergifteten Messer erstochen wurde) und regierte sehr ruhmvoll bis 1610. Er machte sich bey seiner Nation sehr beliebt und wurde daher der Liebling des Volks genannt. Das für die französischen Protestanten *) so merkwürdige Edict von Nantes (das aber Ludwig XIV. 1685 widerrufen hat) verdankte ihm unter andern im J. 1598 seine Entstehung. Es kann daher nur ehrenvoll für die gesammten Franken seyn, wenn man in öffentlichen Blättern liest, wie schön sie als Enkel, in der, von den Bessern aus ihrer Mitte längst sehnlichst herbey gewünschten Zeitepoche des innern Friedens u. der bürgerl. Eintracht, die Asche des gerechten Monarchen ehren, dem ihre Ahnen so viel Gutes, Kühnliches und Erspriessliches zu verdanken hatten. Nur ein Paar Züge will ich aus seinem Leben hier anführen, die hinlänglich und tüchtig genug sind, um dieselben als Zeugen vor

*) Oder Hugonotten, wie sie einst spottweise in Frankreich wegen ihrer nächtlichen Zusammenkünfte genannt wurden. Das Wort Hugo soll unter den Franken einen Kobold andeuten, mit dem man die Kinder zu schrecken pflegt.

der Solidität seines Charakters und der edlen Denkart auftreten zu lassen, mit der er als ein guter und friedliebender Fürst, seine Unterthanen umfaßte.

Heinrich war ein Großer Freund und Beschützer der Protestanten, ungeachtet er selbst dazu von seiner Geliebten der wunderschönen Gabriela von Etree, der nachmahligen Herzogin von Beaufort bewogen, im J. 1593 am 25 July aus ihrer Kirche zur röm. Kathol. hinübergetreten war. Zu einer Zeit fanden sich Deputirte aus ihrer Mitte bey ihm ein, die die Erlaubniß von ihm verlangten, Sicherheitsplätze *) für die Erhaltung ihrer bürgerl. u. kirchlichen Rechte aufführen zu dürfen. Die beständigen Neckereyen, die sie als Mitglieder einer andern Religionspartey, von ihren Mitbürgern erdulden mußten, hatten bey ihnen die Besorgniß erregt und ihnen, die dem Könige vorgetragene Bitte eingegeben, da ihnen auch noch vorzüglich die verächtliche Pariser Bluthochzeit (24 Aug. 1572) im frischen Andenken gewesen war. Nicht freundlich hörte Heinrich die Repräsentanten seiner protestantischen Unterthanen in der Stunde der Audienz an, erwiederte aber auf ihr Gesuch: Kehret ruhig und getrost zu den Eurigen zurück, und macht Euch keine bangen Sorgen wegen der Aufrechterhaltung Eurer Rechte. Sie ist ein Gegenstand, der mich angeht. Ich bin die Sicherheit aller meiner Unterthanen und ich habe noch niemanden mein Wort gebrochen."

Wie sich in dieser Erklärung, der wahrhaft königl. Charakter Heinrichs abspiegelt: so erblickt der hellsehende

*) Nach der im Mittelalter stattgefundenen Sitte der Fendalverfassung gab es in Frankreich unter den Privaten mehrere dergleichen Sicherheitsplätze, Sicherheitsburgen Privatfestungen. Eine solche Privatfestung der Hugonotten oder Protestanten war Rochelle, die K. Ludwig XIII. im J. 1528. eroberte.

Psycholog auch in einer gewissen Idee, die sich seines großen Geistes bemächtigte, die wahrhaft schönen Gefühle, die ihn beseelten und die ihn sowohl für das Heil seines Volkes als das der Bewohner der übrigen gesammten Staaten von Europa besorgt machten. Heinrich beschäftigte sich unaufhörlich, als ein abgesagter Feind alles Krieges mit dem Gedanken, wie ein allgemeiner Friede zur Abwendung und Verhütung aller Kriegsübel erzwengt und hervorgebracht werden könnte? Er kam endlich, nach vielem Nachsinnen zu etwas Festem und legte im J. 1610 die Grundlinien seines Friedensplanes der öffentlichen Prüfung und Beurtheilung vor. Die Meinung Heinrichs hierüber bestand kurz in folgendem. Um das zu erlangen, was in seiner Friedensidee lag, meinte er, sollte ein Kongreß unter dem Namen eines europäischen Kongresses errichtet werden, an welchem Deputirte aller europäischen Nationen Theil nehmen müßten, deren Pflicht es dann wäre, alle strittigen Vorfälle, die sonst zu blutigen Auftritten Anlaß geben könnten, in ihren Sitzungen, auf dem Wege des Rechts und der Freundschaft und anderer gütlichen Vergleiche, abzumachen. — Dieser Vorschlag fand bey den Gelehrten und Weltweisen der neueren Zeiten, ungemein großen Beyfall; insbesondere hat sich einst der große Schiller sehr dafür interessirt gehabt. Sein Wort der Prophezeung war immer, wenn er sich über die Uebel, die der Krieg unausbleiblich nach sich zieht, erklärte; daß die Idee Heinrichs in Rücksicht eines immerwährenden Friedens und einer freundschaftlichen, friedlichen Verbindung aller cultivirten Nationen Europa's untereinander, noch einst zur Realität gelangen werde. Wenn doch Schiller noch unter den Sterblichen herumwandeln würde, was er wohl, von der Friedenshypothese Heinrichs eingenommen, zu dem deutschen

Bunde und der christl. h. Allianz der europ. Monarchen sagen möchte? — Ob der deutsche Bund, nach den Ansichten Heinrichs in unsern Tagen nicht das für Deutschland ist, was sein Friedensbund der Nationen, für ganz Europa hätte seyn sollen.

Ungeachtet Heinrich einer der besten Monarchen gewesen war: so hatte er doch mit vielen Feinden und Hassern zu kämpfen, die heimtückisch in der Mitte seiner Unterthanen nach seinem Untergange strebten. Es war ihm daher auch nicht vergönnt eines natürlichen Todes zu sterben. Im J. 1610 fiel ihn zu Paris meuchelmörderischer Weise, auf öffentlicher Gasse Franz Rapaillak an, der ihn mit einem Messer durchbohrte. So betrifft den tugendhaften Mann oft, wo er es sich nicht versieht, das schrecklichste Loos, auf der Bahn seiner rastlosen Thätigkeit! Heinrich starb für das Gute des fränkischen Reiches viel zu frühe, ehe noch mancher seiner vortheilhaften Staatsplann zur Reife gelangen konnte.

Schreckliche Mordthat.

In der Nähe eines kleinen Dorfes in der Brie (unweit Paris) ist unlängst ein fürchterliches Verbrechen begangen worden, dessen nähere Details wir hier mittheilen. Ein Hausirer (colporteur) und seyn Weib klopften vor einiger Zeit bey Einbruch der Nacht an der Thüre eines kleinen, nicht weit von der Heerstraße gelegenen, Meyerhofes, und baten den Pächter, dessen Frau noch im Wochenbette lag, um eine Schlafstelle. Man räumte ihnen ein kleines Zimmer ein, wo sie die Nacht ziemlich ruhig zubrachten. Am folgenden Morgen (es war ein Sonntag) ging der Pächter mit seinen Leuten in das benachbarte Ort zur Messe, der Hausirer verlangte gleichfalls dahin, und es blieben im Meyerhofe nur die

Frau des Pächters, die des Hausirers, welche sich für unpflichtlich ausgab, und ein sechsjähriger Knabe zurück. Sie waren alle fort, als die Hausirerin, mit einem Messer bewaffnet, ans Bett der Wöchnerin trat, und mit drohender Geberde ihr Geld von ihr forderte; die arme Wöchnerin, schwach und leidend, leistete nicht den mindesten Widerstand, gab die Schlüssel zu ihren Schränken her, und befahl ihrem Sohne, diese Frau, die etwas aus den Schränken holen sollte, hin zu führen; dann stand sie ganz sachte aus dem Bette auf, folgte der Hausirerin, gab ihrem Sohne durch ein Zeichen zu verstehen, daß er zur Stube hinaus gehen sollte, wischte selbst schnell zur Thüre hinaus, und schloß die Diebin in die Stube ein. Nun schickte sie ihren Sohn ins benachbarte Dorf, damit er seinen Vater benachrichtigen, und Hülfe holen sollte. Der Junge lief sogleich fort; aber ein unglücklicher Zufall wollte, daß er unterwegs dem Hausirer begegnen mußte, welder früher aus der Kirche weggegangen war, wahrscheinlich um seine Frau abzuholen, und sich mit ihr und ihrem Raube davon zu machen; er fragte den Knaben, wohin er gehe; dieser antwort in seiner Unschuld, daß er seinen Vater holen wolle, weil Diebe im Hause seyen; der Hausirer faßte ihn bey der Hand und sagte ihm, es sey ganz unnöthig erst seinen Vater zu holen; er (der Hausirer) selbst werde die Mutter schon vertheidigen.

Das Kind ließ sich überreden, und so kamen sie an dem Meyerhof zurück, wo die Pächterin sich eingeschlossen hatte; Sie klopfen an die Thüre; da die Pächterin aber aus der Stimme hörte, daß es nicht ihr Mann sey, weigerte sie sich standhaft, aufzumachen; der Hausirer suchte vergebens, sie dazu zu bewegen; da er endlich

Bunde und der christl. b. Allianz der europ. Monarchen sagen möchte? — Ob der deutsche Bund, nach den Ansichten Heinrichs in unsern Tagen nicht das für Deutschland ist, was sein Friedensbund der Nationen, für ganz Europa hätte seyn sollen.

Ungeachtet Heinrich einer der besten Monarchen gewesen war: so hatte er doch mit vielen Feinden und Hassern zu kämpfen, die heimtückisch in der Mitte seiner Unterthanen nach seinem Untergange strebten. Es war ihm daher auch nicht vergönnt eines natürlichen Todes zu sterben. Im J. 1610 fiel ihn zu Paris meuchelmörderischer Weise, auf öffentlicher Gasse Franz Rapaillak an, der ihn mit einem Messer durchbohrte. So betrifft den tugendhaften Mann oft, wo er es sich nicht versieht, das schrecklichste Loos, auf der Bahn seiner rastlosen Thätigkeit! Heinrich starb für das Gute des fränkischen Reiches viel zu frühe, ehe noch mancher seiner vortheilhaften Staatsplann zur Reife gelangen konnte.

Schreckliche Mordthat.

In der Nähe eines kleinen Dorfes in der Brie (unweit Paris) ist unlängst ein fürchterliches Verbrechen begangen worden, dessen nähere Details wir hier mittheilen. Ein Hausirer (colporteur) und seyn Weib klopften vor einiger Zeit bey Einbruch der Nacht an der Thüre eines kleinen, nicht weit von der Heerstraße gelegenen, Meyerhofes, und baten den Pächter, dessen Frau noch im Wochenbette lag, um eine Schlafstelle. Man räumte ihnen ein kleines Zimmer ein, wo sie die Nacht ziemlich ruhig zubrachten. Am folgenden Morgen (es war ein Sonntag) ging der Pächter mit seinen Leuten in das benachbarte Ort zur Messe, der Hausirer verlangte gleichfalls dahin, und es blieben im Meyerhofe nur die

Frau des Pächters, die des Hausirers, welche sich für unpäßlich ausgab, und ein sechsjähriger Knabe zurück. Sie waren alle fort, als die Hausirerin, mit einem Messer bewaffnet, ans Bett der Wöchnerin trat, und mit drohender Geberde ihr Geld von ihr forderte; die arme Wöchnerin, schwach und leidend, leistete nicht den mindesten Widerstand, gab die Schlüssel zu ihren Schränken her, und befahl ihrem Sohne, diese Frau, die etwas aus den Schränken holen sollte, hin zu führen; dann stand sie ganz sachte aus dem Bette auf, folgte der Hausirerin, gab ihrem Sohne durch ein Zeichen zu verstehen, daß er zur Stube hinaus gehen sollte, wischte selbst schnell zur Thüre hinaus, und schloß die Diebin in die Stube ein. Nun schickte sie ihren Sohn ins benachbarte Dorf, damit er seinen Vater benachrichtigen, und Hülfe holen sollte. Der Junge lief sogleich fort; aber ein unglücklicher Zufall wollte, daß er unterwegs dem Hausirer begegnen mußte, welcher früher aus der Kirche weggegangen war, wahrscheinlich um seine Frau abzuholen, und sich mit ihr und ihrem Raube davon zu machen; er fragte den Knaben, wohin er gehe; dieser antwortete in seiner Unschuld, daß er seinen Vater holen wolle, weil Diebe im Hause seyen; der Hausirer faßte ihn bey der Hand und sagte ihm, es sey ganz unnöthig erst seinen Vater zu holen; er (der Hausirer) selbst werde die Mutter schon vertheidigen.

Das Kind ließ sich überreden, und so kamen sie an dem Meyerhof zurück, wo die Pächterin sich eingeschlossen hatte; Sie klopfen an die Thüre; da die Pächterin aber aus der Stimme hörte, daß es nicht ihr Mann sey, weigerte sie sich standhaft, aufzumachen; der Hausirer suchte vergebens, sie dazu zu bewegen; da er endlich

sah, daß er nichts ausrichten konnte, so drohte er der armen Mutter, daß er ihr Kind umbringen wolle, wenn sie sich nicht auf der Stelle entschließen würde, die Thüre zu öffnen. Wüthend über diese standhafte Weigerung, vollzog er seine verruchte Drohung, und ermordete das Kind, fast vor den Augen der Mutter, die ohne zu Hülfe herbeieilen zu können, das Schreien und die letzten Seufzer ihres sterbenden Sohnes vernahm. Nachdem der Mörder dieses ganz zwecklose Verbrechen verübt hatte, suchte er ins Haus einzudringen, um seine Frau daraus zu befegen; die Zeit drängte; jeden Augenblick konnten die Leute aus der Messe zurückkehren; er fiel also auf den Gedanken, das Dach zu ersteigen und durch den Kamin hinabzusteigen; während deß stieß er die wüthendsten Drohungen und Flüche gegen die Pächterin aus, welche fast ohnmächtig, nicht absah, wie sie dem gewissen Tod entrienen könnte. Der Mörder war schon bis in den Kamin gelangt und näherte sich dem Zimmer, als die Pächterin alle ihre Kräfte zusammenraffte, und den glücklichen Gedanken faßte, ihren Strohsack aus dem Bette auf den Herd zu schleppen und ihn in Brand zu stecken. In wenig Augenblicken stieg ein so dichter Dampf empor, daß der Mörder, der nicht mehr zum Kamin aufwärts hinaus konnte, bald erstickt in das Feuer hinabstürzte. Die beherzte Pächterin verlor die Besinnung nicht, und versetzte ihm mehrere Schläge mit der Feuerschaufel, die ihn besinnungslos zur Erde streckten. Erschöpft von Anstrengungen und Todesangst, fiel sie nun in ihrer Stube zu Boden, und in dieser Lage blieb sie, bis der Pächter und seine Leute aus der Kirche zurückkehrten, um Zeugen der schrecklichen Begebenheit zu seyn. Der Leichnam des Kindes war der erste Gegenstand, auf welchen die Blicke des unglücklichen Vaters fielen. Man sprengte die Thü-

re, und nachdem die Pächterin wieder zu Sinnen gekommen war, bemächtigte man sich der beyden Verbrecher, die den Gerichten überliefert wurden. Man glaubt, daß der Hausirer von seinen Wunden geheilt werden, und die Strafe seines Verbrechens werde empfangen können. Die beyden Mörder sollen unverzüglich vor das Assisengericht des Departements gestellt werden; in der ganzen Gegend macht dieser Vorfall das größte Aufsehen."

Manigfaltigkeiten.

Zwey Marktschreyer kamen zu einer u. derselben Zeit in seiner Stadt an, und verkauften Universalmedizinen. „Meine Herren,“ sprach der erste zu seinen Zuhörern, „mein Rival ist ein großer Spitzbube, aber der Wahrheit zu Ehren muß ich dennoch gestehen, daß er einen köstlichen Balsam verkauft, der nicht mit Geld zu bezahlen ist. Seine abführenden Mittel sind aber ein wahres Gift, vor deren Gebrauch ich jedermann aus Christenpflicht warnen muß. Sie hören, meine Hrn., daß ich nicht neidisch bin, und selbst aus Eigenuß die Wahrheit nicht verläugne.“

Der zweyte Marktschreyer bediente sich desselben Stratagem's und tadelte dessen Balsam des Lebens, lobte aber seine Pillen. Und was geschah? der erste verkaufte seinen Balsam, der andere seine Pillen. Viele unserer literarischen und kritischen Blätter bedienen sich desselben Mittels, um die Käufer anzulocken, und mit ebendemselben günstigen Erfolg. Markt- oder Jahrs-, Monats- und Tagsschreyer, alle wollen leben, und suchen in der Kunst zu täuschen ihr tägliches Brod. Eh viva la comedia!

Im Divan zu Constantinopel sollte einst Berathschlaget werden, ob die Juden in der Stadt noch länger zu dulden wären oder nicht. Die meisten Mitglieder des hohen Rathes waren leicht dafür gewonnen, und nur der Großvezier allein zu fürchten, da er ein Feind der Israeliten war. Ein Abgesandter der Judenschaft nahm es über sich, auch ihn günstig zu stimmen. Er bat um ein geheimes Gehör, aber der Großvezier ließ ihn nicht vor.

Nur ein Wort! flehte er; der Großvezier ließ sich endlich bewegen. Der Jude kam, legte eine volle Börse in seine Hand und sprach, sich tief verbeugend: Schweigen. Als nun im Divan die meisten Mitglieder sich eifrig der Judenschaft annahmen, und der Großvezier immer dazu schwieg, fragte man ihn endlich, warum er seine Meinung zurückhalte? Da zeigte er die volle Börse, und sagte: „Dieses Gold habe ich erhalten, um zu schweigen; wie viel müssen erst alle die Herren bekommen haben, die so eifrig zu Gunsten der Juden sprechen!?“

P.

R ä t h s e l.

Ich diene Zweyen; nur Eins ist weiser,
Das Andere stärker, doch fügt es sich.
Ich drücke dieses; doch jenes mich.
Ich kann nicht gehen, und doch bin ich
Von Allen der fleißigste Weltdurchreiser.
Bey Hof, in Städten und auf dem Land
Bin ich zu gleichem Posten gebannt,
Und nütze: mein aber muß entbehren,
Wer nicht auch Andre weiß zu nähren.

Auflösung des Räthsels in No 72.

Die Waage.
